

HARALD LESCH
THOMAS SCHWARTZ

UNBERECHENBAR

Das Leben ist mehr als
eine Gleichung

Unter Mitarbeit von Simon Biallowons

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2020

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Satz: Daniel Förster, Belgern

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-39385-3

ISBN E-Book 978-3-451-82209-4

INHALT

Auftakt bei Goethe: Mit allem haben wir gerechnet – aber damit?	7
Stabile Seitenlage und Puls auf 60: Raus aus der Karussellgesellschaft!	15
Ja, was hat er denn? Ja, was will sie denn?	17
Karussellgesellschaft vs. Biergartengesellschaft	21
Einfache Atome und komplizierte Beziehungen – oder: Warum Komplexität etwas Tolles ist	27
Wer hat hier eigentlich das Sagen?	28
Das wahre Unfehlbarkeitsdogma der Neuzeit	37
Wegstoßen und Heranziehen: Ein uraltes Pärchen, das die Welt regiert	41
Ohne Ressourcen und Reserven: Wir bleiben auf der Strecke – und der Zaubersatz dagegen	47
Das Ende der Vorratskammer als großes Problem	49
Ein Zaubersatz und die Kultur der Abschreibung	57

Franklins Ursünde:	
Was Nadolny besser wusste	71
Die Schönheit der Geschwindigkeit und die Maschinisierung der Welt	74
Der andere Franklin oder: Die Entdeckung der Langsamkeit	80
Quality Time: Rituale der Langsamkeit	91
Irgendwann muss es auch mal gut sein:	
Lob der Grenze	101
Grenzen und Grenzerfahrungen	102
Die Grenzen des Planeten schützen	108
Grenzen und Tabus mutig anerkennen	116
Das Dorf und eine neue Nachbarschaft	125
Kurze Wege können lange halten	127
Du-Kultur und zwei Jungs in der Großstadt	130
Grappa, Bundesliga und Global Neighborhood	137
Stabil muss es sein	143
Schiller und Stepi:	
Manchmal muss man spekulieren	147
Probieren – und studieren	149
Weshalb Spekulation und Risiko so wichtig sind	154
Sitzt, passt, wackelt und hat Luft	159
Schlüsselwort unserer Zeit und eine gefährliche Sucht	161
Excelisierung des Lebens und befreiende Kartenspiele	169

AUFTAKT BEI GOETHE:
MIT ALLEM HABEN
WIR GERECHNET –
ABER DAMIT?

Weimar liegt ruhig da, eigentlich wie immer. Es ist Mitte März, und noch scheinen die Entwicklungen der folgenden Tage und Wochen in weiter Ferne. Als Ahnung allerdings, eine Ahnung, die stärker und stärker wird und mit jeder Radiomeldung und jedem News-Feed an Brisanz gewinnt, sind sie auch hier schon längst angekommen. Da dräut etwas, da braut sich etwas über unseren Köpfen zusammen. Und diese Ahnung fährt mit, die paar Hundert Kilometer aus Bayern, sie begleitet uns auf den Autobahnen und in den Zugabteilen, die einem leerer vorkommen – und die immer noch proppenvoll sind im Vergleich zu dem, wie es in wenigen Tagen aussehen wird. Sie spaziert mit, diese Ahnung, durch die wunderbare Altstadt Weimars.

Hier gibt es keine langen Wege, nur wenige Meter liegen zwischen dem Haus Schillers und Goethes Domizil am Frauenplan, und alles erscheint so wunderbar idyllisch. Die Häuser sind herausgeputzt, herausgeputzt sind die Straßen und Cafés, und auch der Marktplatz präsentiert sich bestens gepflegt – man wähnt sich fast im Disneyland der deutschen Klassik. Wir kommen entlang der Belvederer Allee, die zu Beginn ihrem Namen zu trotzen scheint und gar keinen schönen Ausblick bietet. Dann aber führt sie am Park an der Ilm vorbei, und es sind nur wenige Schritte hinein ins Naturidyll und zum Fluss hinab. Dort gegenüber liegt das Gartenhaus, sein Gartenhaus. Es könnte so schön sein, doch die Ahnung schlendert mit, begleitet uns den kleinen Anstieg hoch, am Liszt-Haus vorbei, immer geradeaus, jetzt durch die Marienstraße schnurstracks in Richtung von Goethes Wohnhaus. Ob wohl der alte Olympier in solch einer Situation mehr geahnt oder gar etwas gewusst hätte? Kopfsteinpflaster und von knotigen Wurzeln aufgeworfener Asphalt – man könnte glauben, die Straßen wollten die vielen Fragen nachbilden, die sich in unseren Köpfen und in unseren Gesprächen anhäufen. Nur eine knappe Visite im Zentrum der Goethe-Stadt, diesem Juwel, so viel Zeit muss sein. Kurz das Flair des Klassizismus einsaugen und die Kulturluft schnuppern, selbstverständlich auch den Duft der Thüringer Bratwurst, die ebenfalls zur Kultur gehört. Dann geht es wieder ins Hotel,

morgen kommen wir sicher zurück, jetzt aber erst einmal ran ans Thema des Buches.

Ein erstes Gespräch in der Lobby, Einfrotzeln und Abtasten, es läuft. Thesen werden aufgeworfen, kleine Provokationen fliegen hin und her – herrlich, es läuft immer besser! Dann mal ran an ... aber an was eigentlich? In diesen wenigen Stunden der Anreise und des Schlenderns durch Weimar gerinnt die Ahnung immer mehr zur Gewissheit, und das Thema des Buches verändert sich. Der ursprüngliche Kern steckt immer noch drin und liegt ihm zugrunde. Doch in erster Linie geht es jetzt um etwas ganz anderes. Es geht um die Frage, in welcher Gesellschaft man leben möchte, wenn die Krise zuschlägt. Ob es sich um die Corona-Krise handelt, wie jetzt, oder um andere Formen von Krisen. Wie muss eine Gesellschaft aussehen, wie muss sie verfasst, strukturiert und organisiert sein? Oder neudeutsch: Welches Mindset muss sie haben – möge der Herr Geheimrat den Ausdruck verzeihen –, damit man nachher behaupten kann, die Gesellschaft als Ganze und möglichst viele ihrer Einzelteile seien »gut« durch diese Krise gekommen?

Die Anrufe häufen sich und werden immer länger, erste Unruhe kommt auf. Die Familie, Kollegen, das ZDF in Mainz und die Uni in Augsburg melden sich. Was tun? Bleiben? Abreisen? Und irgendwann platzt es aus einem heraus: »Mensch, damit habe ich nicht gerechnet – du vielleicht?«

Nein, damit hat niemand von uns gerechnet. Gleichungen, Prognosen und Bilanzen, das gehört zu unserem Alltag. Rechnen ist Teil unseres Jobs, ohne Zahlen geht es nicht. Aber aus der zur Gewissheit werdenden Ahnung heraus hätte keiner von uns diese Entwicklungen hinter das Ist-Zeichen geschrieben. Wie auch? Und damit verbinden sich die Fragen nach der besten aller Krisengesellschaften mit einer weiteren, mindestens ebenso zentralen Frage: Wie berechenbar ist das Leben?

Seit Jahren schon geistert in den Diskussionen um Solidarität und Subsidiarität, um Chancengleichheit oder -ungleichheit, um Partizipation und Integration der umgangssprachliche Begriff der »Vollkaskotalität« herum. Er kann aber auch auf eine existenzielle Ebene übertragen werden: Wie viel Unsicherheit, wie viel Unberechenbarkeit ertragen wir Menschen? Können wir diese Unsicherheit ausschalten? Wie können wir das Leben berechenbar machen, uns versichern und absichern? Gibt es die große Lebensversicherung – vielleicht sogar mit einer Rückversicherung? Und: Was passiert mit uns, was passiert mit der Welt, wenn wir alles zu berechnen versuchen?

Diese Fragen stellen sich seit Jahren, und sie müssen gestellt werden. Nicht erst Corona hat sie neu aufgeworfen. Schon oft haben wir über sie diskutiert, leidenschaftlich, kontrovers, mit unterschiedlichen Ausgangspunkten und anderen Blickwinkeln. Zugleich aber treibt uns

die gemeinsame Suche an, das Gefühl, dass manche Dinge nicht mehr passen, dass bestimmte Sachen pervertiert wurden – und dass sich diese Sachen ändern müssen. Wir denken und diskutieren darüber vor dem Hintergrund unserer Fachgebiete, der Astronomie und der Physik, der Wirtschaft und der Ethik. Uns leitet der Wunsch, eine Antwort auf die oben aufgeworfenen Fragen und auf die existenzielle Frage nach der Berechenbarkeit des Lebens überhaupt zu finden – und der Wunsch treibt uns auch in diesen Tagen bei Goethe und den vielen Tagen danach an. In unseren Notizen findet sich eine bezeichnende Bemerkung: »12. März 2020, Deutschland in Zeiten des Corona-Virus. Mein Name ist Harald Lesch, und meine Utopie wäre, dass ein Land genau dann ökonomisch, sozial, ökologisch und was man sich auch immer für Eigenschaften einfallen lassen könnte, richtig funktioniert, wenn alle von alleine das Richtige tun.« Dann, einige Zeilen weiter: »Die Haltung einer gesunden, souveränen Gesellschaft, die mit sich im Reinen ist, wäre diejenige, ruhig zu bleiben, sich anzuschauen, was der Fall ist, cool zu bleiben, auch dann, wenn die Krise länger dauert, und mutig zu werden, wenn es notwendig sein sollte, vielleicht ganz neue Schritte zu gehen. Es wäre eine perfekte Gesellschaft, weil sie offen wäre, weil sie Möglichkeiten hätte, sich weiterzuentwickeln, und nicht abgeschlossen ist, eine Gesellschaft, die Risiken eingeht, aber auch Risiken berechnet und abschätzt – zum Wohle aller.«

Darum ging es in unseren Gesprächen in Weimar, darum ging es in unseren Diskussionen und Debatten vorher und nachher: um das Wohl aller in der Gesellschaft und das Wohl der Gesellschaft als Ganzer. Aber auch um das Wohl des Einzelnen, ganz konkret, alltagstauglich und lebensnah. Aus unserer Sicht, aus der Sicht eines Naturwissenschaftlers und eines Wirtschaftlers. Wirtschaft und Ethik, okay, das hat sicherlich etwas mit dem konkreten Leben zu tun. Hier geht es um Einkommen, Wohlstand, auch um Moral. Aber Naturwissenschaft? Physik? Noch dazu Astrophysik? – Was bitte soll das denn mit unserem Alltag zu tun haben? Sehr viel, denn die Astronomen waren es, die den Himmel berechnet und ins Kalkül gezogen haben. Die Mechanik des Himmels ist nichts weniger als das Paradies für Vorausberechner. Da klappt das alles perfekt, aber bei uns hier unten auf der Erde auch? Und außerdem lässt sich aus den Prinzipien, die der Physik und der Mathematik zugrunde liegen, so einiges an Gemeinsamkeiten, aber natürlich auch an Unterschieden ableiten. Und gerade die Unterschiede, die Abweichungen sind wichtig und spannend.

Manche Thesen und Überzeugungen werden provozieren, hoffentlich. Wenn die Thesen zutreffen und die Argumente stimmen, wenn sie sogar »wahr« sind, dann soll das auch so sein, ganz so, wie es Carl Friedrich von Weizsäcker einmal formuliert hat: »Das demokratische

System, zu dem unser Staat sich bekennt, beruht auf der Überzeugung, dass man den Menschen die Wahrheit sagen kann.« Wahr, zutreffend, nicht nur in Bezug auf Antworten. Dieses Buch wird Antworten schuldig bleiben und Probleme aufgeworfen und angesprochen haben, vor denen wir auch suchend und mit einer gewissen Ratlosigkeit stehen. Die Suche treibt uns an, nicht die Hybris, alles beantworten zu wollen. Jene Hybris, die so oft und so fatal in unseren Disziplinen, egal ob der Naturwissenschaft oder der Wirtschaft und erst recht in der Philosophie und Theologie, für Ereignisse und Entwicklungen gesorgt hat, die die Welt und unser Zusammenleben für immer verändert haben, meist nicht zum Besseren. Ohne Hybris also, sondern auch hier mit einer Einsicht von Carl Friedrich von Weizsäcker unterwegs: »Die großen Fortschritte in der Wissenschaft beruhen oft, vielleicht stets, darauf, dass man eine zuvor nicht gestellte Frage doch, und zwar mit Erfolg, stellt.« Oder, um noch einmal auf Weimar, auf die Frage nach Berechenbarkeit und Goethe zu kommen: »Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr!« (Faust II). Ein schlauer Mann, der Alte in Weimar, sehr schlau!

STABILE SEITENLAGE UND PULS AUF 60:

RAUS AUS DER KARUSSELL- GESELLSCHAFT!

Besuch beim Arzt, die Prozedur kennt man nur zu gut: Na, wo zwickt's denn? Gibt es irgendwelche Vorerkrankungen? Sind die vielleicht familiär bedingt? Versuchen Sie sich doch zu erinnern! Ach, und wann waren Sie denn zum letzten Mal beim Arzt? Nur keine Scheu! – Das alles kann routinemäßig und völlig problemlos ablaufen; eine solche Befragung kann aber auch ziemlich anstrengend und unangenehm werden, für beide Seiten. Und doch ist sie fast immer unverzichtbar, diese im Fachjargon Anamnese genannte Befragung, denn sie bahnt den Weg zu einer im besten Fall präzisen Diagnose, die schließlich in eine Therapie mündet.

Die Anamnese wird aber nicht nur von Ärzten bei ihren Patienten angewandt. Sie stellt auch eine beliebte Methode dar, wenn es darum geht, menschliche, soziale

Systeme zu analysieren. Auch hier wird nach Symptomen geforscht, auch hier werden Vorbedingungen abgeklopft, und es werden Prozesse und Entwicklungen auf Herz und Nieren untersucht. Ganz ohne Zweifel, das ist zweckmäßig. Und doch möchten wir anders vorgehen, wenn wir uns fragen, in welcher Gesellschaft wir leben wollen. Denn die unterschwellige Prämisse der Anamnese lautet, dass der Patient eben ein Patient ist, also krank. Dass er Symptome aufweist und eine Behandlung braucht. Zwar sind wir auch der Meinung, dass unsere Weltgemeinschaft, dass unsere deutsche Gesellschaft und schließlich viele einzelne Existenzen Hilfe oder gar Behandlung brauchen. Nur drängt es sich bei der Methode der Anamnese auf, ausschließlich und exakt zwischen krank und gesund zu unterscheiden. Doch solch eine klare Unterscheidung existiert nicht, wenn wir die Gesellschaft in den Blick nehmen. Tagtäglich sehen wir Symptome, die wir vielleicht als »ungesund« erkennen und erklären können. Aber eine gesunde Gesellschaft im Sinne einer perfekten Gesellschaft hat nie existiert und wird nie existieren. Das Leben – ob wir damit nun das Leben auf unserem Planeten insgesamt meinen oder jenes in unserer Gesellschaft, ob wir das Leben unseres Nachbarn ins Auge fassen oder unser eigenes – ist nie so eindeutig. Es ist weder schwarz noch weiß, sondern oft bunt und manchmal grau. Deswegen können wir es eben auch nicht einfach als gesund oder krank charakterisieren.